

Ein schweizerischer "Dichterbund" [Fortsetzung]

Autor(en): **Tobler, Clara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein schweizerischer „Dichterbund“.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

Die Epik ist in den „Blüthen des Dichterbunds“ sehr spärlich vertreten. In einer in Hexametern geschriebenen Idylle schildert der „Alte“ in epischer Breite einen Besuch bei seinem im Gebirge krank darniederliegenden Sohne, zu dem ihn die Stürme und Regenschauer der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche nur mit Mühe und Gefahr gelangen lassen. Mattiker, der an Vielseitigkeit seine Bundesgenossen übertrifft, besingt in einer schauerlichen Ballade die Schicksale der „Jungfrau ab der Schnabelburg“:

Jüngst ging ich bei lieblichem Vollmondschein
Hernieder von Schnabelbergs Pfade;
Ihr kennet das Bächlein am Tannenhain
Mit buschig bekränntem Gestade;
Da, wo das Bächlein in eiliger Flucht
Mit Rauschen sich stürzt in die bunkele Schlucht,
Erblickt' ich im dämmernden Lichte
Ein wunderbares Gesichte.

Ein Mädchen mit offenem, zerstreutem Haar
Sah drunten am Bächlein zu knien;
Ein blutiges Tüchlein zu waschen, war
Der Emsigen ängstlich Bemühen

Was für eine Bewandnis es damit hat, vernehmen wir aus dem Munde des unsern nächtlichen Wanderer begleitenden Freundes: Mathilde, die Tochter eines Freien von Schnabelburg, ist, nachdem Abt Trinkler von Kappel sie zu Fall gebracht, zur Kindsmörderin geworden und im Wahnsinn gestorben. Zur Sühne muß sie nun allnächtlich im Bache ein an ihre blutige Tat erinnerndes Tüchlein waschen. Das einzige Historische an dieser Ballade ist das Geschlecht derer von Schnabelburg und die Figur des berühmtesten Abtes Trinkler, die Mattiker mittelst eines Anachronismus in Verbindung bringt. Er glaubte sich dies wohl umso eher gestatten zu dürfen, als die Freien von Schnabelburg in Beziehung zum Kloster Kappel gestanden. Als dritte epische Leistung bleibt Metas erzählendes Gedicht „Rosa“ zu erwähnen, das auf einer wahren Begebenheit beruhen dürfte. Rosa, das wackere Landmädchen, rettet, nur leicht bekleidet, bei einem nächtlichen Brande das Kind einer Nachbarin, und, nicht zufrieden damit, sammelt sie ihr auch noch beim Schein der Flammen den Ertrag des Gärtchens ein. An den Folgen ihrer kühnen Tat scheidet sie dahin:

Sieh', die falben Blätter fallen,
Von des Herbstes Hauch zerstreut.
Rosa fühlt, in tiefer Ahnung,
Bei des Sturmes ernster Mahnung,
Auch dem Welken sich geweiht...

Der zweite Gesang führt uns Rosas in Frankreich weilenden Geliebten vor, der sich bei Napoleons Rückkehr von Elba durch sein getreues Aussharren beim König die bekannte Medaille mit der Inschrift „Treue und Ehre“ erworben hat. Vom Heimweh getrieben, entsagt er dem Fürstendienst und eilt den Schweizerbergen zu, wo er seine Geliebte zu finden hofft. Doch diese

... schläft im kühlen Garten,
Wo auf ihren Frühlingmorgen
Still die Saaten Gottes warten
Vor der Erde Sturm geborgen.

Die didaktische Poesie wird, wie sich's gebührt, besonders vom Schulmeister Mattiker gepflegt, der sich auf



Mloys Balmer, Luzern-München.
Prunkring.

dem Gebiet der Fabel und des Sinngebichts zum Lessing unseres kleinen Dichterkreises aufwirft. Ein paar Proben mögen ihn hier auch von dieser Seite noch zeigen. Dem schon von Pfeffel zum Helden einer Fabel gemachten Glühwürmchen schenkt auch Mattiker seine Aufmerksamkeit:

„Wie schwach und matt ist doch dein Glanz!
Man übersieht dich wahrlich ganz,
Wo sich mein strahlend Licht entzündet.“
Die Flamme rief's dem Glühwurm zu.
Doch der erwiederte mit Ruh:
„Wohl wahr, doch dein gebogter Glanz
verschwindet,
Wenn man dir keine Nahrung schafft;
Ich leuchte doch aus eigener Kraft.“

Die Dichter aus dem Geschlechte Bab, die Lessing übel behandelt hat, bekommen auch von Mattiker noch 'was ab:

Bab singt und kimpert immerfort:
„Ich sitze auf Parnasses Höh'n,
Mit Musen pfleg' ich umzugeh'n!“
Wie gut wär's doch, du sähest dort,
So hörten wir dich nimmer kräh'n!

Von den zahlreichen Gnomen unseres Schulmeisters sei eine angeführt:

„Ein Jeder wische vor der eignen Thür!“
Hm, ja, der Satz mag richtig sein.
Doch wischt ein Jeder vor des Nachbars Thür,
So wird am End' auch alles rein.

Gleichmäßig beliebt bei allen Gliedern unseres Dichterbundes muß die Rätselpoesie gewesen sein. Man scheint sich förmlich mit Scharaden bombardiert zu haben, ist doch sogar der Glückwunsch, der am Neujahrmorgen vom Doktorhaus nach dem Pfarrhaus fliegt, in eine solche gekleidet: „Willst du ein Rätselchen lösen? vielleicht, die beginnenden Tage bringen noch manches für uns — glücklich, wer deuten dann kann!“ Für



Mloys Balmer, Luzern-München.

Mitra für den Bischof von Speyer.

uns sind diese Scharaden und Logogryphe nur insofern von einigem Interesse, als die Umschreibungen von Personen und Gegenständen den Verfasser hie und da zu einem literarischen Urteil zwingen.

Wenn wir die in den „Dichterbüchern“ enthaltenen — allerdings nicht sehr zahlreichen — poetischen Erzeugnisse überblicken, so müssen wir ohne weiteres gestehen, daß sie nichts Bedeutendes und wenig Originelles aufweisen. Ihre Motive haben unsere Poesiefreunde meist dem Alltagsleben entnommen, wogegen sich ja gewiß nichts einwenden ließe, wenn sich nicht Alltäglichkeit des Motivs bei ihnen gewöhnlich auch mit Alltäglichkeit in dessen Behandlung paarte. Unsere Dichter hätten ja ganz herzhaft von Sehnsucht nach der Jugend und, beim Scheiden eines Jahres, von der Vergänglichkeit alles Irdischen singen dürfen, wenn nur die dahinter steckende Persönlichkeit uns diese schon längst dagewesenen Motive neu gemacht hätte.

Was Formen und Versmaß anbetrifft, deren sich unsere Dichterschar bediente, so entbehren diese nicht einer gewissen Abwechslung. Das Sonett wird fleißig gehandhabt, daneben finden sich auch vereinzelt Triolette. Die Dichterin unseres Kreises bedient sich oft der fünfzeiligen Strophe, die das Reimschema a b a a b oder a b c c b aufweist. Picker scheint der sechszeiligen Strophe zugetan, die er nach dem Schema a a b c c b oder a b b a a c gestaltet. Der Hexameter wird mehrfach angewandt und zwar nicht nur für längere Stücke, wie die erwähnte Idylle und eine Reisebeschreibung, sondern auch für ganz kurze Gedichtchen. Unsere Dichter verschmähen bisweilen den Reim — mit dem sie übrigens nicht immer ganz läuberlich verfahren — und scheinen hie und da freie Rhythmen anzustreben.

Wenn uns auch in den Produkten unseres Dichterbundes mehr nur die heitere, ja oft spielende Seite der Kunst entgegentritt, so sprechen daneben doch auch gewisse Aeußerungen dafür, daß einige Glieder jenes kleinen Kreises, besonders Picker und Meta, eine hohe Auffassung von der Poesie besaßen. Meta, von Haus- und Mutterpflichten sehr in Anspruch genommen, hat in dem richtigen Gefühl, daß es zum Dichten stimmungsvoller Ruhe bedürfe, ihre Leier gewissermaßen in die Kumpfkammer gestellt und richtet folgende Bitte an ihren Gatten, der ihr ein Gedicht — das sie „Werk des Gehorsams“ nennt — abnötigen will:

Laß den Schleier um mein Saitenspiel!
Weißt ja wohl, es will nicht mehr erklingen,
Seit die Kleinen früh und spät mir singen
Ander Töne fröhliches Gewühl.

Und Picker, der von den andern und sich selbst zu wiederholten Malen das „Feilen“ fordert, legt seine Kunstansichten am deutlichsten in den Schlußstrophen des Gedichtes „Warnung“ nieder:

Das Große kann nur mählig sich gestalten,
Nur Reife labt mit würz'ger Süßigkeit;
Du siehst die Schönheit zögernd sich entfalten,
Und reiche Fülle schenket nur die Zeit.
Ob auch des Augenblickes segnend Walten
Dem Genius den Lichtgedanken heut,
Begeisterung muß dem Fleiße sich verbünden,
Vollkommenes nur wird jedes Herz entzünden.

So gönnt des Sängers süßem Mund zu schweigen,
Wenn lei' und liebend noch der Busen schafft,
Nie werde seines Baumes heil'gen Zweigen
Von roher Hand die Frucht noch herb entrafft,
Bis segenschwer sich volle Aeste beugen
In goldnem Glanz, mit Früchten voller Saft.
Klug wählst du die, die schon bei Zephyrs Wallen,
Die schwer und voll von selbst zur Erde fallen.

Es scheint mir auffallend, daß unsere Sänger, die doch ihre Muse meist in den Dienst der Unterhaltung und Erheiterung gestellt, nicht ein einziges Mal den Versuch gemacht haben,

in ihrer Mundart zu dichten, und doch war gerade in jener Zeit durch Voß, Hebel, Usteri u. a. die Dialektdichtung Mode geworden. Auch von schweizerischen Idiotismen, gewollten oder ungewollten, sind die „Dichterbücher“ — ich möchte fast sagen Leider — frei. Anstatt zum Dialekte zu greifen, der sich bei uns bei Gelegenheitsgedichten so gerne einstellt, läßt es sich Mattiker in besonders guter Laune einmal einfallen, ein französisches Triolett zu schmieden.

Ästhetische Befriedigung vermögen uns die „Dichterbücher“ kaum zu gewähren! Daher wollen wir im Folgenden versuchen, ihnen so gut als möglich ihre kulturhistorische Seite abzugewinnen und sie als Dokumente benutzen für die Stellung, die unser kleiner schweizerischer Dichterkreis Ende der 1820er Jahre der deutschen Literatur gegenüber eingenommen hat. Aber halten wir vorerst einen Augenblick Umschau im damaligen dichtenden Deutschland!

Die Romantik stand in voller Blüte. Ihr bekanntester Vorläufer, Jean Paul, dessen Hauptwerke ins erste Dezennium des Jahrhunderts fallen, war 1825 gestorben. Im zweiten Dezennium und im Anfang des dritten hatten Roman und Novelle durch H. v. Kleist, Arnim, Brentano, Hoffmann, Tieck, Eichendorff und Hauff eine vielseitige Pflege erfahren. Nicht minder zahlreich waren die Vertreter der Lyrik, unter denen Giamisso, Uhland, Rückert und Heine hervortraten. Auf der Bühne machte sich die Schicksalstragödie breit. Und dies bunte romantische Getriebe überragte Goethe, als der letzte Vertreter einer vergangenen großen Zeit! Doch scheint er damals, gerade auch in der Schweiz, mitunter kaum mehr zu den Lebenden gezählt worden zu sein, lesen wir doch in Zichoffes „Unterhaltungsblättern“ vom Jahr 1826 in einem „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Literatur“ betitelten Uebersicht folgende bezeichnende Stelle: „Es gibt keinen Herodot und Sophokles mehr, an deren Mund ganz Griechenland mit begierigem Ohr hängt, keinen Petrarck, keinen Tasso mehr, die ganz Italien entzücken, keinen Shakespeare, keinen Camoens mehr, die Britannien und Lusitanien berauschen, keinen Schiller und Voltaire mehr, die Deutschland und Frankreich zur Bewunderung hinreißen.“ Und Goethe? Was dieser Dichter für unsern kleinen Kreis bedeutete, ist nach den spärlichen Aufschlüssen, die uns die „Dichterbücher“ darüber geben, nicht zu entscheiden. Von Picker speziell wissen wir, daß er sich, wie viele seiner Zeitgenossen, von Schiller mehr als von Goethe angezogen fühlte und daß er, der sich doch soviel mit Poesie abgab, Goethes sämtliche Werke nicht besaß. Wir stoßen in den „Blüthen des Dichterbunds“ da und dort auf Stellen, die uns die Kenntnis der Goethe'schen Balladen beweisen, wäre es u. a. auch nur ein parodistischer Anklang an das „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“. Dem ersten Teil des „Faust“ haben unsere Dichter jedenfalls Interesse entgegengebracht, schenkt doch Mattiker seinem Freunde Lyri die bekannten Reisch'schen Umriffe zu dieser Dichtung, begleitet von einigen Versen, deren letzte folgendermaßen lauten:

... Doch wenn die Kräfte brausend gähren,
Des Forschens Trieb die Dämme fast durchreißt,
Dann schließen hier der Dichtung Zaubersphären
Bedeutungsvoll sich auf vor dem bewegten Geist.

Auch die — gewiß unbewußte — Anwendung des Wortes „Donnergang“, womit Picker das Tosen des Wasserfalls bezeichnet, scheint mir auf die Kenntnis des „Faust“, wo es dem Erzengel Raphael in den Mund gelegt wird, zurückzuführen.

In den „Dichterbüchern“ findet sich ein Stück gereimter Prosa, das ein Gespräch wiedergibt, das in einem Kreis „galanter Herrn und Damen“ geführt wurde. Man unterhält sich über den „Autor G.“, den weitberühmten, großen Mann“ und findet „vom Scheitel bis zur Ferse“ alles einzig an ihm: „Wortwahl, Gedanken und Styl“. Aegerlich mag es einer aus der Gesellschaft, sich diesen rüchhaltigen Lobsprüchen zu widersetzen, indem er gegen den allgemein „Gepriesenen“ den Vorwurf erhebt, daß sein Herz nicht auf der Höhe seines



Aloys Balmer, München.

Gedächtnissteine
 in der St. Peterskapelle („Chapelle“) in Luzern.

„seltenen Geistes“ stehe, da er so oft von „wilder Leidenschaft“ erglühe und den „Himmel reiner Liebe“ nicht kenne. Dies Gespräch, das sich meiner Meinung nach unbedingt um Goethe

dreht, zeigt, daß man ihm schon damals an denselben Stellen beizukommen versuchte, an denen man ihn heute noch für verwundbar hält.

(Schluß folgt).

Ein Jugendbildnis Karls des Kühnen.

Mit Federzeichnung des Verfassers.

Porträtbilder des Herzogs Karl von Burgund sind selten. In Brüssel zeigt man ein Delgemälde mit dem Kopf eines jungen Mannes, der durch sein Ordenszeichen als Ritter des goldenen Vlieses, durch einen Pfeil als Mitglied einer Schützen- oder Sebastiansbruderschaft gekennzeichnet ist. Dieses Bild wird allgemein, aber ohne zwingende Gründe auf Karl den Kühnen bezogen und figuriert deshalb in zahlreichen illustrierten Geschichtswerken als dessen Porträt.

Ein zuverlässiges und sicheres Bildnis des Herzogs, ebenfalls ein Delgemälde, enthält die Galerie von Chantilly; es wäre zu wünschen, daß dieses Bild zur Grundlage von Abbildungen in ernsthaften historischen Werken gemacht würde. Wenn dies bis heute nicht geschehen ist, so liegt dies nicht nur daran, daß das Gemälde wenigen bekannt



DIE SCHWEIZ
1770 B

ist, sondern an dem Umstand, daß der Inhaber des Reproduktionsrechtes übertrieben hohe Forderungen für die Vielfältigung stellt.

Ein sicheres Jugendbild des Herzogs besitz auch die Schweiz: es ist eine gravierte Bronzetafel, die Herzogin Isabella von Burgund 1433 der Kartäuserkirche in Klein-Basel (Bistum Konstanz) gestiftet hat. Der Prinz ist knieend und betend hinter seinem Vater Philipp dem Guten dargestellt. Die Zeichnung ist eine flotte und die Gravierung überaus sicher. Ein tüchtiger flämischer Meister muß der Urheber dieses Werkes sein; Näheres darüber, mit der Abbildung eines Teiles der Platte, bietet der Jahrgang 1901 des Schweizer Archivs für Heraldik, dessen

Redaktion neuerdings wieder nach Zürich übergegangen ist.

E. A. S.

Der Smithkanal.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nähe dem Westausgang der Magellanstraße, die zwischen dem Süden des amerikanischen Festlandes und dem feuerländischen Inselkomplex der Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet, zweigt der „Smithkanal“ nordwärts ab, der allein unter den zahlreichen Durchfahrtsmöglichkeiten bis heute noch eine große Bedeutung für die Schifffahrt behalten hat. Denn sein im großen und ganzen geradliniger Verlauf gestattet den an der Westküste Südamerikas verkehrenden Dampfern eine Reise von mehreren Tagen in ruhigem, wellenlosem Wasser, während oft zu gleicher Zeit im offenen Meere Stürme ihr Vorwärtkommen vereiteln würden. Allerdings ist auch der Weg durch die Inselengen nicht ohne Gefahren. Zahlreiche Wracks großer Seeschiffe, die vom allerprobten Wege abgewichen oder von Schneeböden überrascht auf Riffe gesetzt wurden, legen noch heute ein sprechendes Zeugnis dafür ab.

Während früher der Smithkanal häufiger benutzt ward, sind es heutzutage neben kleinern Fahrzeugen in der Hauptsache nur mehr die stattlichen Dampfer der „Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos“, die auf ihrer Fahrt nach der Westküste Amerikas zumeist diesen Durchgang dem offenen Seeweg vorziehen und so, neben dem Gewinn der raschern und angenehmeren Beförderung in ruhigerem Fahrwasser, den Passagieren zugleich auch einen einzigartigen landschaftlichen Genuß bieten. In ununterbrochenem Wechsel folgen sich da Urwaldszenerien, Gletscher- und Alpenpanoramen und Einblicke in wilde Felsen-Fjords. Streckenweise führt die Straße durch weite Seebecken, deren spiegelglattes Wasser Tausende von Inselchen umspült und deren Horizont von sanftgewellten Hügelreihen oder schneegekrönten Hochgebirgen gebildet wird. Meist aber verengt sie sich zu dunkeln Schluchten, die nur von schmalen Quertälern unterbrochen sind.

Da, wo die Ufer am nächsten zusammenrücken, liegen die sogenannten „Narrows“, gefürchtet die einen als Stelle des allerengsten Tores — so eng, daß zwei große Seeschiffe nicht mehr nebeneinander vorbeipassieren können — die andern berühmt durch ihr gewaltig dröhnendes vielfaches Echo, die dritten endlich — die „English-Narrows“ — durch ihren

S-förmigen Verlauf, der den erfahrenen Kapitänen Gelegenheit gibt, ein Glanzstück der Navigation zu vollführen: mit Vollampf brausen die Schiffe durch den Engpaß, wobei sie die zweimalige Drehung nach links und rechts auf so kleinem Raume vollenden müssen, daß Bug und Heck nur wenige Meter von den beidseitigen Ufern entfernt vorbeistreichen. Stets werden vor den Narrows Böllerschüsse abgefeuert als Warnsignal für etwa entgegenkommende Schiffe; denn an ein Ausweichen bei voller Fahrt ist nicht zu denken. Mit verringerter Geschwindigkeit können jedoch die Pässe nicht genommen werden, weil dabei den seitwärts einsetzenden Strömungen, die das Schiff im Drehen landwärts drängen, kein genügender Widerstand geboten wird.

Trübe Witterung, besonders zur Winterszeit, zwingt bisweilen die Dampfer, an einem der spärlich vorhandenen Ankerplätze zu übernachten — eine schöne Gelegenheit, um im Boot eine der Urwaldinseln zu besuchen oder die Ankunft der Eingeborenen abzuwarten.

Die wenigen Tausend Indianer (früher „Bescherahs“ genannt), die das riesige Gebiet von der Insel Chiloe bis hinunter zum Kap Horn bewohnen, werden der ethnographischen Gruppe der Feuerländer gezählt. Sie stehen diesen kulturell vollkommen gleich. Unstet wandern sie in ihren primitiven Rindenbooten von Strand zu Strand, um Muscheln zu sammeln, Fische oder Vögel zu fangen. Ihre Waffen und Geräte fertigen sie aus Holz, Stein und Knochen splintern an. Erst in den letzten Jahren, seit sie mit Weißen häufiger in Berührung gekommen sind, haben sie es gelernt, statt Stein Glasscherben zur Bereitung von Pfeilspitzen zu verwenden. Gänzlich nackt, tragen sie den Unilden der Witterung und hängen bloß, wenn sie ruhig um ihre Feuer hocken, ein Stückchen Otterfell auf die dem Winde zugekehrte Körperseite. Schmuck irgenwelcher Art kennen sie kaum; ein paar Federbüschel, ein paar eingerückte Kreuzchen an den Harpunen und Speeren bilden ihren einzigen Zierat. Die urweltliche Dede der Landschaft scheint sich wie ein Fluch auf die Gemüter dieser Menschen gelegt und jede Entwicklung zu einem freudigern Dasein gehemmt zu haben.